



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www-klett-cotta.de](http://www-klett-cotta.de)

Ernst Jünger  
Der Waldgang

Klett-Cotta

Der Text dieser Ausgabe folgt Ernst Jüngers Fassung  
letzter Hand in den Sämtlichen Werken in 22 Bänden,  
erschieden bei Klett-Cotta.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Reihengestaltung Ingo Offermanns, Hamburg, unter

Verwendung von Illustrationen von Niklas Sagebiel, Berlin

Gesetzt von pagina, Tübingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-96068-6

# DER WALDGANG

ERSTAUSGABE 1951

Der Waldgang – es ist keine Idylle, die sich hinter dem Titel verbirgt. Der Leser muß sich vielmehr auf einen bedenklichen Ausflug gefaßt machen, der nicht nur über vorgebahte Pfade, sondern auch über die Grenzen der Betrachtung hinausführen wird.

Es handelt sich um eine Kernfrage unserer Zeit, das heißt, um eine Frage, die auf alle Fälle Gefährdung mit sich bringt. Wir reden ja viel von Fragen, ähnlich wie unsere Väter und Großväter das schon getan haben. Inzwischen hat sich freilich bedeutend verändert, was man in diesem Sinne *eine Frage* nennt. Sind wir uns dessen schon bewußt genug?

Noch sind die Zeiten kaum vergangen, in denen man solche Fragen als große Rätsel, etwa als Welträtsel, auffaßte, und zwar mit einem Optimismus, der sich ihre Lösung zutraute. Andere Fragen galten eher als praktische Probleme, wie die Frauenfrage oder die soziale Frage überhaupt. Auch diese Probleme hielt man für lösbar, wenngleich weniger durch Forschung als durch Entwicklung der Gesellschaft zu neuen Ordnungen.

Inzwischen ist die soziale Frage auf weiten Gebieten unseres Planeten gelöst worden. Die klassenlose Gesellschaft hat sie so entwickelt, daß sie eher zu einem Teil der Außenpolitik geworden ist. Natürlich heißt das nicht, daß damit die Fragen überhaupt verschwinden, wie man im ersten Eifer glaubte – es treten vielmehr andere und noch brennendere auf. Mit einer solchen beschäftigen wir uns hier.

Der Leser wird an sich selbst erfahren haben, daß sich das Wesen der Frage geändert hat. Wir leben in Zeiten, in denen

ununterbrochen fragenstellende Mächte an uns herantreten. Und diese Mächte sind nicht nur von idealer Wißbegier erfüllt. Indem sie sich mit ihren Fragen nähern, erwarten sie von uns nicht, daß wir einen Beitrag zur objektiven Wahrheit liefern, ja nicht einmal, daß wir zur Lösung von Problemen beitragen. Sie legen nicht auf unsere Lösung, sie legen auf unsere Antwort Wert.

Das ist ein wichtiger Unterschied. Er nähert die Fragen den Verhören an. Man wird das an der Entwicklung verfolgen können, die vom Wahlzettel zum Fragebogen führt. Der Wahlzettel zielt auf die Feststellung reiner Zahlenverhältnisse und deren Auswertung. Er soll den Willen des Wählers ermitteln, und der Wahlvorgang ist dahin ausgerichtet, daß dieser Wille rein und ohne fremde Einflüsse zur Darstellung gelangt. Die Wahl wird daher auch von einem Gefühl der Sicherheit, ja selbst der Macht begleitet, wie es den freien, im Rechtsraum abgegebenen Willensakt auszeichnet.

Der Zeitgenosse, der einen Fragebogen abzugeben sich veranlaßt sieht, ist weit entfernt von solcher Sicherheit. Die Antworten, die er erteilt, sind folgeschwer; oft hängt von ihnen sein Schicksal ab. Man sieht den Menschen in eine Lage kommen, in der von ihm verlangt wird, Urkunden zu schaffen, die auf seinen Untergang berechnet sind. Und was für belanglose Dinge bestimmen heute oft den Untergang.

Es leuchtet ein, daß sich in dieser Veränderung der Fragestellung eine ganz andere Ordnung andeutet, als wir sie zu Anfang unseres Jahrhunderts vorfanden. Hier gibt es die alte Sicherheit nicht mehr, und unser Denken muß sich danach einrichten. Die Fragen rücken uns enger, dringender auf den Leib, und immer bedeutungsvoller wird die Art, in der wir antworten. Dabei ist zu bedenken, daß Schweigen auch eine Antwort ist. Man fragt uns, warum wir dann und dort geschwiegen haben, und gibt uns die Quittung dafür. Das sind die Zwickmühlen der Zeit, denen keiner entrinnt.

Merkwürdig ist, wie in solchem Zustand alles zur Antwort in diesem besonderen Sinne wird, und damit Stoff der Verantwortung. So sieht man vielleicht selbst heute noch nicht

deutlich genug, in welchem Maße etwa der Wahlzettel sich zum Fragebogen wandelte. Ein Mensch, der nicht gerade das Glück hat, in einem Naturschutzpark zu leben, ist sich indessen, soweit er *handelt*, darüber klar. Wir stimmen ja immer unser Handeln eher als unsere Theorien auf die Bedrohung ab. Aber erst mit der Besinnung gewinnen wir neue Sicherheit.

Der Wähler also, an den wir denken, wird sich der Urne mit ganz anderen Gefühlen nähern als sein Vater oder Großvater. Er wäre ihr gewiß am liebsten ferngeblieben, doch hätte sich gerade darin eine unmißverständliche Antwort ausgedrückt. Aber auch die Beteiligung erscheint gefährlich, wo man die Wissenschaft des Fingerabdrucks und durchtriebene statistische Verfahren in Rechnung ziehen muß. Warum soll man denn wählen in einer Lage, in der es keine Wahl mehr gibt?

Die Antwort lautet, daß unserem Wähler durch den Wahlzettel Gelegenheit geboten wird, sich an einem Beifall spendenden Akt zu beteiligen. Nicht jedermann wird dieses Vorzuges für würdig erachtet – so fehlen in den Listen sicher die Namen der zahllosen Unbekannten, aus denen man die neuen Sklavenheere rekrutiert. Der Wähler pflegt daher zu wissen, was von ihm erwartet wird.

Insofern liegen die Dinge klar. Im Maße, in dem die Diktaturen sich entwickeln, ersetzen sie die freien Wahlen durch das Plebiszit. Der Umfang des Plebiszits übergreift aber jenen Ausschnitt, den vor ihm die Wahlen einnahmen. Die Wahl wird vielmehr zu einer der Formen des Plebiszits.

Das Plebiszit kann öffentlichen Charakter tragen, wo sich die Führer oder die Symbole des Staates zur Schau stellen. Der Anblick großer, leidenschaftlich erregter Massen ist eines der wichtigsten Zeichen dafür, daß wir in ein neues Zeitalter eingetreten sind. In solchem Bannkreis herrscht, wenn nicht Einhelligkeit, so doch gewiß Einstimmigkeit, denn wo hier eine andere Stimme sich erhöbe, würden sich Wirbel bilden, die ihren Träger vernichteten. Daher kann sich der Einzelne, der sich auf diese Weise bemerkbar machen will, auch



gleich zum Attentat entschließen: es läuft in den Folgen auf dasselbe hinaus.

Wo aber das Plebiszit sich in die Formen der freien Wahl verkleidet, wird man auf den geheimen Charakter Wert legen. Die Diktatur sucht damit den Nachweis zu erbringen, daß sie sich nicht nur auf die ungeheure Mehrheit stützt, sondern daß deren Beifall zugleich im freien Willen der Einzelnen verwurzelt ist. Die Kunst der Führung liegt nicht nur darin, die Frage richtig zu stellen, sondern zugleich in der Regie, die monopolistisch ist. Sie hat den Vorgang als überwältigenden Chorus darzustellen, der Schrecken und Bewunderung erregt.

Bis hierher scheinen die Dinge übersichtlich, wenngleich für einen älteren Betrachter neuartig. Der Wähler sieht sich einer Frage gegenüber, auf welche die Antwort aus triftigen Gründen im Sinne des Fragestellers abzufassen sich empfielt. Die eigentliche Schwierigkeit liegt aber darin, daß zugleich die Illusion der Freiheit erhalten bleiben soll. Und damit mündet die Frage, wie jeder moralische Prozeß in diesen Räumen, in die Statistik ein. Mit ihren Einzelheiten wollen wir uns näher beschäftigen. Sie führen auf unser Thema zu.

### 3

Technisch gesehen, bereiten Wahlen, bei denen hundert Prozent der Stimmen im gewünschten Sinne abgegeben werden, kaum Schwierigkeit. Die Ziffer wurde bereits erreicht, ja überschritten, insofern in gewissen Bezirken mehr Stimmen als Wähler auftauchten. Dergleichen deutet auf Fehler in der Regie, wie sie nicht allen Bevölkerungen zuzumuten sind. Wo feinere Propagandisten am Werk sind, liegen die Dinge etwa so:

Hundert Prozent: das ist die ideale Ziffer, die, wie alle Ideale, stets unerreichbar bleibt. Man kann sich ihr indessen annähern – ganz ähnlich, wie man sich im Sport gewissen, auch unerreichbaren Rekorden um Bruchteile von Sekunden

oder Metern annähert. Wie groß nun die Annäherung sein darf, das wird wiederum von einer Fülle verwickelter Erwägungen bestimmt.

An Plätzen, wo die Diktatur schon stark gefestigt ist, würden neunzig Prozent Bejahungen schon zu stark abfallen. Daß sich in jedem Zehnten ein geheimer Gegner verbirgt: den Gedanken kann man den Massen nicht zumuten. Dagegen würde eine Zahl von ungültigen und Gegenstimmen, die sich um zwei Prozent herum bewegt, nicht nur erträglich, sondern auch günstig sein. Diese beiden Prozente wollen wir nun nicht einfach als taubes Metall betrachten und abstreichen. Sie sind der näheren Betrachtung wert. Man findet heute das Ungeahnte gerade in den Rückständen.

Der Nutzen dieser beiden Stimmen für den Veranstalter ist ein doppelter: sie geben einmal den übrigen achtundneunzig Stimmen Kurs, indem sie bezeugen, daß jeder ihrer Träger sein Votum hätte abgeben können wie jene zwei Prozent. Damit gewinnt sein Ja an Wert, wird echt und vollgültig. Den Diktaturen ist der Nachweis wichtig, daß die Freiheit, Nein zu sagen, bei ihnen nicht ausgestorben ist. Darin liegt eines der größten Komplimente, die man der Freiheit machen kann.

Der zweite Vorteil unserer zwei Prozent liegt darin, daß sie die ununterbrochene Bewegung unterhalten, auf welche die Diktaturen angewiesen sind. Aus diesem Grunde pflegen sie sich immer noch als »Partei« zu geben, obwohl das sinnlos ist. Mit hundert Prozenten wäre das Ideal erreicht. Das würde die Gefahren mit sich bringen, die mit jeder Erfüllung verbunden sind. Man kann auch auf dem Lorbeer des Bürgerkrieges einschlafen. Beim Anblick jeder großen Fraternalisierung muß man sich fragen: wo steht der Feind? Solche Zusammenschlüsse sind zugleich Ausschlüsse – Ausschlüsse eines Dritten und Verhaßten, der dennoch unentbehrlich ist. Die Propaganda ist auf einen Zustand angewiesen, in dem der Staatsfeind, der Klassenfeind, der Volksfeind zwar durchaus aufs Haupt geschlagen und schon fast lächerlich geworden, doch immerhin noch nicht ganz ausgestorben ist.

Die Diktaturen können von der reinen Zustimmung nicht leben, wenn nicht zugleich der Haß und mit ihm der Schrecken die Gegengewichte gibt. Nun würde aber bei hundert Prozent guter Stimmen der Terror sinnlos werden; man träfe nur noch Gerechte an. Das ist die andere Bedeutung der zwei Prozent. Sie weisen nach, daß zwar die Guten in ungeheurer Mehrheit, doch auch nicht gänzlich ungefährdet sind. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß angesichts so überzeugter Einheit nur eine besondere Verstocktheit sich unbeteiligt verhalten kann. Es handelt sich um Saboteure mit dem Stimmzettel – und was liegt näher als der Gedanke, daß sie auch zu anderen Formen der Sabotage schreiten werden, wenn sich Gelegenheit ergibt?

Das ist der Punkt, an dem der Wahlzettel zum Fragebogen wird. Es ist dabei nicht nötig, eine individuelle Haftung für die erteilte Antwort anzunehmen, doch darf man sicher sein, daß ziffernmäßige Beziehungen bestehen. Man darf gewiß sein, daß jene zwei Prozent nach den Regeln der doppelten Buchführung auch in anderen Registern als denen der Wahlstatistik in Erscheinung treten, wie etwa in den Namenslisten der Zuchthäuser und Arbeitslager oder an jenen Stätten, wo Gott allein die Opfer zählt.

Dies ist die andere Funktion, die diese winzige Minderheit auf die ungeheure Mehrheit ausübt – die erste bestand, wie wir sahen, darin, daß sie den achtundneunzig Prozenten erst Wert, ja Wirklichkeit verlieh. Noch wichtiger ist indessen, daß niemand zu den zwei Prozent gerechnet werden will, in denen ein böses Tabu sichtbar wird. Im Gegenteil wird jeder Wert darauf legen, recht bekannt zu machen, daß er eine gute Stimme abgegeben hat. Und sollte er zu den zwei Prozent gehören, so wird er das auch seinen besten Freunden gegenüber geheim halten.

Ein weiterer Vorteil dieses Tabus liegt darin, daß es auch gegen die Klasse der Nichtwähler gerichtet ist. Die Nichtbeteiligung gehört zu den Haltungen, die den Leviathan beunruhigen, doch deren Möglichkeit der Außenstehende leicht überschätzt. Sie schwindet angesichts der Bedrohung rasch

dahin. Man wird dann immer mit einer fast restlosen Wahlbeteiligung rechnen können, und nicht viel geringer wird die Anzahl der im Sinne des Fragestellers abgegebenen Stimmen sein.

Der Wähler wird Wert darauf legen, daß er bei der Abstimmung gesehen wird. Wenn er ganz sicher gehen will, dann wird er auch einigen Bekannten den Zettel zeigen, bevor er ihn in die Urne legt. Man tut das am besten gegenseitig und kann dann bezeugen, daß das Kreuz an der rechten Stelle stand. Es gibt hier eine Fülle lehrreicher Varianten, von denen sich der gute Europäer, der solche Lagen nicht studieren konnte, nichts träumen läßt. So zählt zu den Figuren, die immer wiederkehren, der Biedermann, der seinen Zettel etwa mit den Worten überreicht:

»Man könnte ihn ja auch offen abgeben.«

Darauf der Wahlbeamte mit wohlwollendem, sibyllenhaftem Lächeln:

»Ja, ja – es soll aber nicht sein.«

Der Besuch solcher Stätten schärft die Augen im Studium der Machtfragen. Man nähert sich einem der Nervenknotten an. Doch würde es zu weit führen, wenn wir uns mit den Einzelheiten der Einrichtung beschäftigten. Wir wollen uns damit begnügen, die eigenartige Figur des Mannes zu betrachten, der ein solches Lokal in der festen Absicht, mit Nein zu stimmen, betreten hat.

#### 4

Die *Absicht* unseres Mannes ist vielleicht gar nicht so eigenartig; sie mag von vielen anderen geteilt werden, wahrscheinlich von bedeutend mehr als von den erwähnten zwei Prozenten der Wählerschaft. Dagegen sucht die Regie ihm vorzuspiegeln, daß er sehr einsam sei. Und nicht nur das – die Mehrheit soll nicht nur ziffernmäßig imponieren, sondern auch durch die Zeichen moralischer Überlegenheit.

Wir dürfen annehmen, daß unser Wähler dank seiner Urteilskraft der langen, eindeutigen Propaganda widerstanden

hat, die auf geschickte Weise sich bis zum Wahltag steigerte. Das war nicht einfach; dazu kommt, daß die Kundgebung, die von ihm verlangt wird, sich in höchst achtbare Fragestellungen kleidet; man fordert ihn zur Teilnahme an einer Freiheitswahl oder Friedensabstimmung auf. Wer aber liebte Frieden und Freiheit nicht? Er müßte ein Unmensch sein. Das teilt dem Nein schon einen kriminellen Charakter mit. Der schlechte Wähler gleicht dem Verbrecher, der zum Tatort schleicht.

Wie anders fühlt der gute Wähler sich durch diesen Tag erquickt. Bereits beim Frühstück erhielt er durch den Rundfunk den letzten Auftrieb, die letzte Anweisung. Dann geht er auf die Straße, auf der festliche Stimmung herrscht. Von jedem Hause, aus jedem Fenster hängen Fahnen herab. Im Hof des Wahllokales begrüßt ihn eine Kapelle, die Märsche spielt. Die Musikanten sind in Uniform gekleidet, und auch im Wahlraum fehlt es an Uniformen nicht. Dem guten Wähler wird in der Begeisterung entgehen, daß dagegen von einer Wahlzelle kaum noch gesprochen werden kann.

Das freilich ist der Umstand, der die Aufmerksamkeit des schlechten Wählers vor allem in Anspruch nimmt. Er sieht sich mit seinem Bleistift dem uniformierten Wahlkollegium gegenüber, dessen Nähe ihn verwirrt. Die Eintragungen finden auf einem Tische statt, der vielleicht sogar die Reste eines grünen Vorhangs trägt. Die Vorrichtung ist ohne Zweifel genau durchdacht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man die Stelle, die der Wähler ankreuzt, sehen kann. Ob aber das Gegenteil ganz ausgeschlossen ist? Gestern noch hat er flüstern gehört, daß man die Stimmzettel mit Schreibmaschinen ohne Farbband numerieren soll. Gleichzeitig muß er sich vergewissern, ob auch der Hintermann ihm nicht über die Schulter sieht. Von der Wand blickt das riesenhafte Porträt des gleichfalls uniformierten Staatschefs mit starrem Lächeln auf ihn herab.

Der Wahlzettel, dem er sich nun zuwendet, strahlt gleichfalls Suggestivkraft aus. Er ist das Ergebnis sorgfältiger Erwägungen. Man sieht unter dem Wort »Freiheitswahl« einen

großen Kreis, auf den zum Überfluß ein Pfeil hinweist: »Hierher gehört dein Ja.« Daneben verschwindet fast der kleine, für das Nein bestimmte Kreis.

Der große Augenblick ist gekommen: der Wähler macht seine Eintragung. Wir wollen im Geist an seine Seite treten; er hat tatsächlich mit Nein gestimmt. Zwar ist der Akt ein Schnittpunkt von Fiktionen, die wir noch untersuchen wollen –: die Wahl, der Wähler, die Wahlplakate, das sind Etiketten für ganz andere Dinge und Vorgänge. Es sind Vexierbilder. In ihrem Aufstieg leben die Diktatoren zum großen Teile davon, daß man ihre Hieroglyphen noch nicht entziffern kann. Dann finden sie ihren Champollion. Er bringt zwar die alte Freiheit nicht zurück. Doch lehrt er richtig antworten.

Man hat den Eindruck, daß unser Mann in eine Falle gegangen ist. Das macht sein Verhalten nicht weniger bewundernswert. Wenngleich es sich bei seinem Nein um eine Kundgebung auf Verlorenem Posten handelt, so wird es dennoch fortwirken. Dort freilich, wo die alte Welt sich noch im Abendsonnenglanze badet, an schönen Hängen, auf Inseln, kurzum in milderer Klimaten, wird es nicht bemerkt werden. Dort imponieren die achtundneunzig anderen Stimmen, die auf das Hundert abgegeben worden sind. Und da man seit langem immer gedankenloser den Kult der Mehrheit feiert, übersieht man die zwei Prozent. Sie spielen im Gegenteil die Rolle, die Mehrheit anschaulich und überwältigend zu machen, denn bei hundert vom Hundert fiele die Mehrheit fort.

In Ländern also, in denen man noch echte Wahlen kennt, wird der Erfolg zunächst Erstaunen, Achtung und auch Neid hervorrufen. Wenn seine Wirkung sich auch außenpolitisch bemerkbar macht, können diese Gefühle in Haß und Verachtung umschlagen. Auch dann wird man, anders wie Gott vor Sodom, die zwei Gerechten übersehen. Man wird die Ansicht hören, daß sich dort alle dem Bösen verschworen haben und zum verdienten Untergang reif geworden sind.

## 5

Wir wollen nun die achtundneunzig Prozent abstreichen und uns den beiden restlichen zuwenden, als den Goldkörnern, die wir gesiebt haben. Zu diesem Zwecke wollen wir die verschlossene Tür durchschreiten, hinter der man die Stimmen zählt. Wir treten hier in einen der Taburäume der plebiszitären Demokratie, über die es nur *eine* amtliche Meinung gibt und zahllose geflüsterte.

Das Gremium, das wir hier treffen, wird auch uniformiert sein, doch vielleicht hemdsärmelig, vom Geist vertrauter Gemütlichkeit erfüllt. Es wird aus örtlichen Vertretern der herrschenden und einzigen Partei, dazu aus Propagandisten und Polizisten gebildet sein. Die Stimmung ist die eines Geschäftsinhabers, der seine Kasse zählt, wenngleich nicht ohne Spannung, da alle Anwesenden mehr oder minder für das Ergebnis verantwortlich sind. Die Ja- und die Neinstimmen werden verlesen – die einen mit wohlwollender, die anderen mit bössartiger Befriedigung. Dazu kommen die ungültigen Stimmen und Leerzettel. Am unbehaglichsten wird die Stimmung, wenn das Epigramm eines Witzbolds vorkommt, wie sie freilich selten geworden sind. Wie das gesamte Gefolge der Freiheit, vermißt man den Humor im Bannkreis der Tyranis, doch wird der Witz auch um so schärfer, wenn man dafür den Kopf riskiert.

Wir wollen annehmen, daß wir uns an einem Punkt befinden, an dem die Propaganda in ihrer abschreckenden Wirkung schon ziemlich fortgeschritten ist. In diesem Falle wird in der Bevölkerung das Gerücht umgehen, daß große Mengen von Neinstimmen in Bejahungen verwandelt worden sind. Das wird wahrscheinlich gar nicht nötig gewesen sein. Es könnte sich sogar das Gegenteil ereignet haben, insofern der Fragesteller noch Neinstimmen erfinden mußte, um die Zahl zu schaffen, die er errechnete. Gewiß bleibt, daß er den Wählern das Gesetz gibt, und nicht sie ihm. Damit wird die politische Entthronung der Massen sichtbar, die das 19. Jahrhundert entwickelte.

Es dürfte unter diesen Umständen schon viel bedeuten, wenn sich nur *eine* Neinstimme auf das Hundert in der Urne vorfindet. Von ihrem Träger kann man erwarten, daß er für seine Meinung und für seine Vorstellung von Recht und Freiheit Opfer bringen wird.

## 6

Es mag auch an dieser Stimme oder vielmehr ihrem Träger liegen, daß der uns stets bedrohende Termitenzustand nicht verwirklicht wird. Die Rechnung, die dem Geist oft zwingend vorkommt, geht dann an diesem Punkt nicht auf, wenngleich nur ein winziger Bruchteil bleibt.

Wir stoßen hier also auf wirklichen Widerstand, freilich auf einen Widerstand, der seine eigene Stärke noch nicht kennt und nicht die Art, in der sie anzuwenden ist. Indem unser Wähler sein Kreuz an die gefährliche Stelle setzte, tat er gerade das, was der übermächtige Gegner von ihm erwartete. Das ist die Tat eines gewiß tapferen Menschen, aber zugleich eines der zahllosen Analphabeten in den neuen Machtfragen. Es handelt sich um jemanden, dem geholfen werden muß.

Wenn er im Wahllokal von dem Gefühl ergriffen wurde, in eine Falle einzutreten, dann erkannte er die Lage, in der er sich befand. Er war an einem Ort, an dem kein Name mehr stimmte für die Dinge, die sich ereigneten. Vor allem füllte er, wie wir sahen, keinen Stimmzettel, sondern einen Fragebogen aus, stand daher nicht im freien Verhältnis, sondern vor seiner Behörde konfrontiert. Indem er nun, als einziger unter hundert, sein Nein ankreuzte, wirkte er an einer Behördenstatistik mit. Er gab, indem er sich dabei ganz unverhältnismäßig gefährdete, dem Gegner die erwünschten Aufschlüsse. Für diesen würden hundert von hundert Stimmen beunruhigender gewesen sein.

Wie aber soll sich unser Mann verhalten, wenn er die letzte ihm eingeräumte Möglichkeit der Meinungsäußerung ver-



säumt? Mit dieser Frage berühren wir eine neue Wissenschaft, nämlich die Lehre von der Freiheit des Menschen gegenüber der veränderten Gewalt. Das führt weit über unseren Einzelfall hinaus. Ihn wollen wir indessen zunächst begutachten.

Der Wähler steht vor der Klemme, daß er zur freien Entscheidung eingeladen wird durch eine Macht, die sich ihrerseits nicht an die Spielregeln zu halten gedenkt. Es ist die gleiche Macht, die ihm Eide abfordert, während sie selbst von Eidbrüchen lebt. Er leistet also einen guten Einsatz bei einer betrügerischen Bank. Daher kann niemand ihm einen Vorwurf machen, wenn er nicht auf die Fragestellung eingeht und sein Nein verschweigt. Er ist dazu berechtigt nicht nur aus Gründen der Selbsterhaltung, sondern es kann sich in diesem Verhalten auch eine Verachtung dem Machthaber gegenüber offenbaren, die einem »Nein« noch überlegen ist.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nun das Nein unseres Mannes der Außenwelt verloren gehen muß. Im Gegenteil – nur soll es nicht an dem Ort erscheinen, den der Machthaber dafür auserkoren hat. Es gibt andere Plätze, an denen es ihm bedeutend unangenehmer ist – etwa den weißen Rand eines Wahlplakates, ein öffentliches Telefonbuch oder das Geländer einer Brücke, über die täglich Tausende von Menschen gehen. Hier würde ein kurzer Satz, etwa »Ich habe Nein gesagt«, an besserer Stelle stehen.

Man müßte dem jungen Manne, dem man einen solchen Ratschlag gibt, noch manches mitteilen, was erst die Erfahrung lehrt, wie folgendes: »In der vergangenen Woche erlebte man in einem hiesigen Traktorenwerk, daß das Wort ›Hunger‹ an eine Wand geschrieben war. Man ließ die Belegschaft antreten und die Taschen ausleeren. Unter den Bleistiften fand sich einer, dessen Spitze Kalkspuren trug.«

Andererseits eröffnen die Diktaturen durch ihren eigenen Druck eine Reihe von Blößen, die den Angriff vereinfachen und abkürzen. So braucht man, um bei unserem Beispiel zu bleiben, nicht einmal den oben erwähnten Satz. Auch das Wörtchen »Nein« würde ausreichen, und jeder, dessen Au-

gen darauf fielen, würde genau wissen, was es zu bedeuten hat. Das ist ein Zeichen dafür, daß die Unterdrückung nicht völlig gelungen ist. Gerade auf eintönigen Unterlagen leuchten die Symbole besonders auf. Den grauen Flächen entspricht Verdichtung auf engstem Raum.

Die Zeichen können als Farben, Figuren oder Gegenstände auftreten. Wo sie Buchstabencharakter tragen, verwandelt sich die Schrift in Bilderschrift zurück. Damit gewinnt sie unmittelbares Leben, wird hieroglyphisch und bietet nun, statt zu erklären, Stoff für Erklärungen. Man könnte noch weiter abkürzen und statt des »Nein« einen einzigen Buchstaben setzen – nehmen wir an, das *W*. Das könnte dann etwa heißen: Wir, Wachsam, Waffen, Wölfe, Widerstand. Es könnte auch heißen: *Waldgänger*.

Das wäre ein erster Schritt aus der statistisch überwachten und beherrschten Welt. Und sogleich erhebt sich die Frage, ob denn der Einzelne auch stark genug zu solchem Wagnis ist.

## 7

An diesem Punkte sind zwei Einwände zu berücksichtigen. Man könnte fragen, ob denn die eine auf dem Stimmzettel vermerkte Absage sinnlos sei? Auf hoher sittlicher Stufe gibt es die vorgetragenen Bedenken nicht. Der Mann sagt seine Meinung, vor welchem Forum es auch sei. Er nimmt auch seinen Untergang in Kauf.

Dem soll nicht widersprochen werden, obwohl die Forderung praktisch die Ausrottung der Elite bedeuten würde und es selbst Fälle gibt, in denen sie böswillig vertreten wird. Nein, eine solche Stimme kann nicht verloren gehen, obwohl sie auf Verlorenem Posten abgegeben wird. Das gerade teilt ihr eine besondere Bedeutung mit. Sie wird den Gegner nicht erschüttern, doch verändert sie jenen, der sich zu ihr entschloß. Er war bislang der Träger einer politischen Überzeugung unter anderen – der neuen Gewaltanwendung gegenüber wird er zum Kämpfer, der ein unmittelbares Opfer

bringt, vielleicht zum Märtyrer. Diese Veränderung ist unabhängig vom Inhalt seiner Überzeugung – die alten Systeme, die alten Parteien werden mitverändert, wenn es zur Begegnung kommt. Sie finden zur ererbten Freiheit nicht zurück. Ein Demokrat, der mit einer gegen neunundneunzig Stimmen für Demokratie gestimmt hat, trat damit nicht nur aus seinem politischen Systeme, sondern auch aus seiner Individualität heraus. Das wirkt dann weit über den flüchtigen Vorgang, indem es nach ihm weder Demokratie noch Individuum im alten Sinne mehr geben kann.

Das ist der Grund, aus welchem unter den Cäsaren die zahlreichen Versuche, zur Republik zurückzukehren, scheiterten. Die Republikaner waren im Bürgerkrieg gefallen, oder sie gingen verändert aus ihm hervor.

## 8

Der zweite Einwand ist noch schwieriger zu widerlegen – ein Teil der Leser wird ihn bereits gemacht haben: Warum soll nur das eine *Nein* Gewicht haben? Es ist doch denkbar, daß unter den neunundneunzig anderen Stimmen sich solche befinden, die aus voller, ehrlicher Überzeugung und mit triftigen Gründen abgegeben worden sind?

In der Tat, das läßt sich nicht abstreiten. Wir haben hier den Punkt erreicht, an dem keine Verständigung möglich scheint. Der Einwand ist triftig, auch wenn nur *eine* echte Ja-stimme abgegeben worden ist.

Nehmen wir eine ideale Ja- und eine ideale Neinstimme an. In ihren Trägern würde der Zwiespalt sichtbar werden, den die Zeit in sich birgt, ja der sein Für und Wider auch in der Brust des Einzelnen erhebt. Das Ja würde für die Notwendigkeit, das Nein für die Freiheit stehen. Der historische Vorgang verläuft so, daß beide Mächte, sowohl Notwendigkeit wie Freiheit, auf ihn einwirken. Er entartet, wo eine der beiden Mächte fehlt.

Welche von beiden Seiten gesehen wird, hängt nicht nur

von der Lage, sondern vornehmlich vom Betrachter ab. Immer aber wird ihm die Gegenseite fühlbar sein. Er wird in seiner Freiheit durch das Notwendige begrenzt, doch gibt er durch eben diese Freiheit dem Notwendigen den Stil. Das schafft den Unterschied, in dem Menschen und Völker der Zeit genügen oder an ihr zugrunde gehen.

Im Waldgang betrachten wir die Freiheit des Einzelnen in dieser Welt. Dazu ist auch die Schwierigkeit, ja das Verdienst zu schildern, das darin liegt, in dieser Welt ein Einzelnener zu sein. Daß sie sich, und zwar notwendig, verändert hat und noch verändert, wird nicht bestritten, doch damit verändert sich auch die Freiheit, zwar nicht in ihrem Wesen, wohl aber in der Form. Wir leben im Zeitalter des Arbeiters; die These wird inzwischen deutlicher geworden sein. Der Waldgang schafft innerhalb dieser Ordnung die Bewegung, die sie von den zoologischen Gebilden trennt. Er ist weder ein liberaler noch ein romantischer Akt, sondern der Spielraum kleiner Eliten, die sowohl wissen, was die Zeit verlangt, als auch noch etwas mehr.

## 9

Der Träger der einen Stimme ist noch kein Waldgänger. Historisch gesehen, ist er sogar im Verzug. Das deutet sich auch darin an, daß er verneint. Erst wenn er die Partie überblickt, kann er mit eigenen und vielleicht überraschenden Zügen aufwarten.

Er muß dazu vor allem aus dem Rahmen der alten Mehrheitsvorstellungen heraustreten, die immer noch wirken, obwohl sie bereits von Burke und Rivarol durchleuchtet worden sind. In diesem Rahmen wird eine Minderheit von einem Prozent ganz ohne Bedeutung sein. Wir sahen, daß sie eher dazu dient, die überwältigende Mehrheit zu bestätigen.

Das ändert sich, sowie man von der Statistik absieht zugunsten wertender Erwägungen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die eine Stimme so sehr von allen anderen, daß

sie ihnen sogar den Kurs verleiht. Wir dürfen ihrem Träger zutrauen, daß er sich nicht nur eine eigene Meinung zu bilden, sondern daß er an ihr auch festzuhalten weiß. Wir dürfen unserem Manne daher auch Mut zubilligen. Wenn sich, in vielleicht langen Zeiten reiner Gewaltanwendung, Einzelne finden, die Kenntnis des Rechten auch unter Opfern wahren, so ist es hier, wo man sie suchen muß. Auch wo sie schweigen, wird immer, wie über unsichtbaren Klippen, Bewegung um sie sein. An ihnen erweist sich, daß eine Übermacht, auch wo sie historisch verändert, nicht Recht schaffen kann.

Wenn wir die Dinge unter diesem Winkel sehen, erscheint die Macht des Einzelnen inmitten der ranglosen Massen nicht so gering. Man muß bedenken, daß dieser Einzelne fast immer von Nächsten umgeben ist, auf die er einwirkt und die sein Schicksal teilen, wenn er fällt. Auch diese Nächsten unterscheiden sich von den Mitgliedern der bürgerlichen Familie oder von den guten Bekannten der Vergangenheit. Es handelt sich um stärkere Bindungen.

Damit ergibt sich ein Widerstand nicht nur von einem auf hundert Wähler, sondern von einem auf hundert Einwohner. Die Rechnung hat insofern eine Lücke, als auch die Kinder in sie einbezogen sind, wenngleich im Bürgerkrieg der Mensch früh mündig wird und früh verantwortlich. Andererseits wird in Ländern von alter Rechtsgeschichte die Ziffer höher anzusetzen sein. Es geht aber nicht mehr um Zahlenverhältnisse, sondern um Seinsverdichtungen, und damit treten wir in eine andere Ordnung ein. Hier bildet es keinen Unterschied, ob die Meinung des Einzelnen der von hundert oder von tausend anderen widerspricht. Desgleichen kann seine Einsicht, sein Wille, seine Wirkung die von zehn, zwanzig oder tausend anderen aufwiegen. Hat er sich nur entschlossen, aus der Statistik herauszutreten, dann wird ihm mit dem Wagnis zugleich das Unsinnige ihres Betriebes sichtbar werden, der fern der Quellen liegt.

Wir wollen uns begnügen, in einer Stadt von zehntausend Einwohnern hundert Menschen zu vermuten, die der Gewalt Abbruch zu leisten entschlossen sind. In einer Millionenstadt

leben zehntausend Waldgänger, wenn wir uns dieses Namens bedienen wollen, ohne noch seine Tragweite zu übersehen. Das ist eine gewaltige Macht. Sie ist zum Sturz auch starker Zwingherren hinreichend. Die Diktaturen sind ja nicht nur gefährlich, sie sind zugleich gefährdet, da die brutale Kraftentfaltung auch weithin Abneigung erregt. In solcher Lage wird die Bereitschaft winziger Minderheiten bedenklich sein, vor allem, wenn sie eine Taktik entwickeln.

Daraus erklärt sich das riesenhafte Wachstum der Polizei. Die Ausweitung der Polizei zu Heeren wird auf den ersten Blick seltsam erscheinen in Reichen, in denen der Beifall so überwältigend geworden ist. Sie muß also ein Zeichen dafür sein, daß die Potenz der Minderheit im gleichen Verhältnis gewachsen ist. Das ist auch in der Tat der Fall. Von einem Manne, der bei einer sogenannten Friedenswahl mit Nein stimmt, wird unter allen Umständen Widerstand zu erwarten sein, und dann besonders, wenn der Gewalthaber in Schwierigkeit gerät. Dagegen läßt sich durchaus nicht mit derselben Gewißheit darauf zählen, daß, wenn die Dinge schwankend werden, der Beifall der neunundneunzig anderen erhalten bleibt. Die Minderheit in solchen Fällen gleicht einem Mittel von starker und unberechenbarer Wirkung, das den Staat durchsetzt.

Um diese Ansatzpunkte zu ermitteln, zu beobachten, zu überwachen, ist Polizei in großen Mengen notwendig. Das Mißtrauen wächst mit der Zustimmung. Je näher der Anteil der guten Stimmen den hundert Prozent kommt, desto größer wird die Zahl der Verdächtigen, denn es ist anzunehmen, daß nun die Träger des Widerstandes aus einer statistisch faßbaren Ordnung hinüberwechselten in jene unsichtbare, die wir als den Waldgang ansprechen. Nunmehr muß jeder überwacht werden. Die Ausspähung schiebt ihre Organe in jeden Block, in jedes Wohnhaus vor. Sie sucht selbst in die Familien einzudringen und erreicht ihre letzten Triumphe in den Selbstbeichtigungen der großen Schauprozesse: hier sehen wir das Individuum als seinen eigenen Polizisten auf-

treten und an seiner Vernichtung mitwirken. Es ist nicht mehr, wie in der liberalen Welt, unteilbar, sondern durch den Staat in zwei Hälften zerlegt, in eine schuldige und eine andere, die sich anschuldigt.

Welch ein befremdender Anblick, diese hochgerüsteten, im Besitz aller Machtmittel sich brüstenden Staaten zugleich so überaus empfindlich zu sehen. Die Sorgfalt, die sie auf die Polizei verwenden müssen, vermindert ihre äußere Macht. Die Polizei beschränkt den Etat des Heeres, und nicht nur den Etat. Wären die großen Massen so durchsichtig, so gleichgerichtet in den Atomen, wie die Propaganda es behauptet, dann wäre nicht mehr an Polizei vonnöten, als ein Schäfer Hunde für seine Herde braucht. Das ist nicht der Fall, denn es verbergen sich Wölfe in der grauen Herde, das heißt: Naturen, die noch wissen, was Freiheit ist. Und diese Wölfe sind nicht nur an sich stark, sondern es ist auch die Gefahr gegeben, daß sie ihre Eigenschaften auf die Masse übertragen, wenn ein böser Morgen dämmert, so daß die Herde zum Rudel wird. Das ist der Albdruck der Machthaber.

## IO

Zur Eigenart unserer Zeit gehört die Verknüpfung bedeutender Auftritte mit unbedeutenden Darstellern. Das wird vor allem an ihren großen Männern sichtbar; man hat den Eindruck, daß es sich um Gestalten handelt, wie man sie in beliebiger Menge in Genfer oder Wiener Kaffeehäusern, in provinziellen Offiziersmessen oder obskuren Karawansereien finden kann. Wo über die bloße Willenskraft hinaus geistige Züge auftreten, darf man darauf schließen, daß noch alter Stoff vorhanden ist, wie etwa bei Clemenceau, den man als in der Wolle gefärbt bezeichnen kann.

Das Ärgerliche an diesem Schauspiel ist die Verbindung von so geringer Höhe mit ungeheurer funktionaler Macht. Das sind die Männer, vor denen Millionen zittern, von deren Entschlüssen Millionen abhängen. Und doch sind es diesel-

ben, von denen man zugeben muß, daß der Zeitgeist sie mit unfehlbarem Griff auswählte, wenn man ihn unter einem seiner möglichen Aspekte, nämlich dem eines gewaltigen Abbruchunternehmers, betrachten will. All diese Enteignungen, Abwertungen, Gleichschaltungen, Liquidationen, Rationalisierungen, Sozialisierungen, Elektrifizierungen, Flurbereinigungen, Aufteilungen und Pulverisierungen setzen weder Bildung noch Charakter voraus, die beide den Automatismus eher schädigen. Wo daher in der Werkstättenlandschaft auf die Macht geboten wird, erhält derjenige den Zuschlag, in dem sich das Bedeutungslose durch starken Willen überhöht. Dies Thema, und insbesondere seine moralische Verflechtung, werden wir an anderer Stelle wieder aufnehmen.

Im gleichen Maße aber, in dem die Handlung psychologisch abzusinken beginnt, wird sie typologisch bedeutender. Der Mensch tritt in Zusammenhänge ein, die er mit dem Bewußtsein nicht sogleich erfaßt, geschweige denn durch die Gestaltung – die Optik wird erst mit der Zeit erworben, die das Schauspiel verständlich macht. Erst dann wird Herrschaft möglich sein. Ein Vorgang muß zunächst begriffen werden, ehe man auf ihn einwirken kann.

Wir sehen mit den Katastrophen Gestalten auftreten, die sich ihnen gewachsen zeigen und die sie überdauern werden, wenn längst die Zufallsnamen vergessen sind. Zu ihnen zählt vor allem die Gestalt des Arbeiters, die sicher und unbeirrbar ihren Zielen zuschreitet. Das Feuer der Untergänge hebt sie nur immer glänzender hervor. Noch leuchtet sie im ungewissen Titanenlichte; wir ahnen nicht, in welchen Königsstädten, in welchen kosmischen Metropolen sie ihren Thron errichten wird. Die Welt trägt ihre Uniform und Rüstung und einmal wohl auch ihr Festtagskleid. Da sie erst im Beginn ihrer Laufbahn steht, werden Vergleiche mit dem Vollendeten ihr nicht gerecht.

In ihrem Gefolge treten andere Gestalten auf – auch solche, in denen das Leiden sich sublimiert. Zu ihnen zählt der Unbekannte Soldat, der Namenlose, der gerade deshalb nicht nur in jeder Kapitale, sondern auch in jedem Dorfe, in



jeder Familie lebt. Die Stätten des Kampfes, seine zeitlichen Ziele und selbst die Völker, die sie vertraten, tauchen ins Un gewisse ein. Die Brände erkalten, und es bleibt ein Anderes, Gemeinsames, dem sich nicht mehr Wille und Leidenschaften, wohl aber Kunst und Verehrung zuwenden.

Wie kommt es nun, daß diese Gestalt sich deutlich mit der Erinnerung an den Ersten, nicht aber mit der an den Zweiten Weltkrieg verknüpft? Das beruht darauf, daß nunmehr Formen und Ziele des Weltbürgerkrieges deutlich hervortreten. Damit fällt das Soldatische in den zweiten Rang zurück. Der Unbekannte Soldat ist noch ein Heros, ein Bezwinger der Feuerwelten, der große Lasten auf sich nimmt inmitten mechanischer Vernichtungen. Damit ist er ein echter Nachfahr abendländischer Ritterschaft.

Der Zweite Weltkrieg unterscheidet sich vom Ersten nicht nur dadurch, daß die nationalen Fragen offen in die des Bürgerkrieges eingehen und sich ihnen unterordnen, sondern zugleich dadurch, daß die mechanische Entwicklung sich steigert und letzten Grenzen nähert im Automatischen. Das bringt verschärfte Angriffe auf Nomos und Ethos mit. In diesem Zusammenhang kommt es zu völlig ausweglosen Umstellungen durch große Übermacht. Die Materialschlacht steigert sich zur Kesselschlacht, zu einem Cannä, dem die antike Größe fehlt. Das Leiden wächst auf eine Weise, durch die das Heroische notwendig ausgeschlossen wird.

Wie alle strategischen Figuren, so gibt auch diese ein genaues Bild der Zeit, die ihre Fragen im Feuer zu klären sucht. Die ausweglose Umstellung des Menschen ist seit langem vorbereitet, und zwar durch Theorien, die eine logische und lückenlose Welterklärung anstreben und mit der technischen Entwicklung Hand in Hand gehen. Es kommt zunächst zur rationalen, sodann auch zur gesellschaftlichen Umkreisung des Gegners; dem schließt sich zu gegebener Stunde die Ausrottung an. Es gibt kein hoffnungsloseres Schicksal, als in einen solchen Ablauf zu geraten, in dem das Recht zur Waffe geworden ist.